

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 34 (1992)

Artikel: Churer Miniaturen
Autor: Jecklin, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Churer Miniaturen

von Heinrich Jecklin

Streiflichter zum Mozart-Gedenkjahr 1991

Mozart, den die Kulturwelt als unbegreifliches Wunder der Musik verehrt, wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren und auf die Namen Chrysostomus Wolfgang Theophilus getauft. Er aber änderte dann den griechischen Theophil in den lateinischen Amadeus ab, auf deutsch müsste er also treffend Gottlieb heissen. Doch Gott hat ihm kein langes Leben beschieden, schon am 5. Dezember des Jahres 1791 starb Mozart in Wien kurz vor seinem 36. Geburtstag. Am darauffolgenden Tag langte sein Leichenbegängnis bei wildem Schneegestöber ohne einen einzigen Leidtragenden auf dem Wiener Armenfriedhof an. Zufolge des Unwetters sah das ohnehin sehr spärliche Geleite davon ab, den Weg zu Ende zu gehen, und so erwies niemand dem Sarg die letzte Ehre, als er in einem Massengrab versank. In seiner umfassenden Mozart-Biographie schreibt Wolfgang Hildesheimer, wohl niemand habe geahnt, dass hier die sterblichen Reste eines unfassbar grossen Geistes zu Grabe getragen wurden, ein unverdientes Geschenk an die Menschheit, in dem die Natur ein einmaliges, wahrscheinlich unwiederholbares – jedenfalls niemals wiederholtes – Kunstwerk hervorgebracht hat. Einer aber hat es vorausgeahnt, nämlich Joseph Haydn in seinem berühmten, in Worten trockenen Ausspruch zu Mozarts Vater: «Ich sage Ihnen vor Gott als ein ehrlicher Mann. Ihr Sohn ist der grösste Komponist, den ich von Person und dem Namen nach kenne!» Und der Musikwis-

senschafter Prof. Antoine-Elisée Cherbuliez, der lange Zeit in Chur gelebt hat, formulierte dies in einem zum Gedenken an Mozart veröffentlichten Aufsatz trefflich so: Sein Genius gab es ihm, dem kleinsten wie dem grössten seiner Werke das edel leuchtende Gold einer übernationalen und überzeitlichen Wirkung zu verleihen.» Diese Formulierung erinnert an die Worte, die von einem berühmten Zeitgenossen Mozarts überliefert sind, nämlich vom um sieben Jahre jüngeren Johann Wolfgang von Goethe: «Was ist Genie anderes als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können und die eben deswegen Folgen haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind von dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte.» Goethe, der von 1791 bis 1817 als Theaterintendant in Weimar den Spielplan der Oper bestimmte, brachte es in diesen Jahren auf 280 Aufführungen Mozartscher Opern. Er handelte nach dem weisen Grundsatz, dass es besser sei, Mozart ständig aufzuführen, als über ihn zu schreiben!

Mozart hat auf jedem Gebiet der musikalischen Komposition Ungeahntes geleistet, er hat die verschiedenen Stilarten der damaligen Zeit und der vorangegangenen Epochen in sich vereinigt und zu höchster Blüte gebracht, und seine schöpferische Kraft ist beispieillos. Wenn man bedenkt, dass ihm nach den Kinderjahren nur dreissig Schaffensjahre zur Verfügung standen, in welchen er, abgesehen von Kon-

zerten und Kunstreisen fast den ganzen Tag als Kapellmeister und durch Musikunterricht in Anspruch genommen war, sodass zum Komponieren nur frühe Morgenstunden und die Nacht übrig blieben, so ist es schier unbegreiflich, dass er wesentlich über 600 Werke hinterlassen hat, die im sogenannten Köchel-Verzeichnis zusammengestellt und numeriert wurden (KV-Nummern). Seine Schaffenskraft lässt sich nur aus der Tatsache erklären, dass bei ihm jede Komposition gedanklich bereits in allen Details ausgearbeitet war, bevor er sie niederschrieb. Gar oft trug er grosse Schöpfungen, die er ohne Skizzen bis ins Letzte durchgeformt hatte, monatelang im Gedächtnis, bis er einmal Zeit fand für die lästige Mühsal der Partiturniederschrift, und derweil rumorten ihm längst schon wieder neue musikalische Gedanken durchs Gehirn.

Nachdem das Jahr 1991 die 200. Wiederkehr von Mozarts Tod zu verzeichnen hat und somit ein besonderes Gedenkjahr darstellt, war zu erwarten, dass eine gewaltige Welle von Aufführungen seiner Musik ausgelöst werde. Wir wollen nicht allzu boshaft sein, aber es ist doch zu vermuten, dass ein grosser Teil der Mozart-Flut seine Existenz kommerziellen Interessen der Konzertagenturen zu verdanken hat. Was man sich aber in den beiden Mozart-Städten Salzburg und Wien im Souvenirhandel an Eskapaden geleistet hat, geht auf keine Kuhhaut. Eine Sintflut von Kitsch und Geschmacklosigkeiten machte sich breit: Schokolade in diversen Formen, Weinkrügerl, Likörgläser, Toilettenbedarf, Mokkatässchen, Stocknägel, Velowimpel, Broschen, Armbanduhren, Spielkarten, Schlüsselanhänger, Abziehbilder, Kerzen, Zierteller, Musikdosen, Blusen, Hemden, es gibt schlechthin nichts, das sich nicht weltweit vertreiben liesse, wenn es nur mit dem aufpolierten und glorifizierten Konterfei des Lieblings der Götter versehen ist. Effektiv war aber Mozart keineswegs ein Adonis mit seinen leicht hervorquellenden Augen, seiner grossen fleischigen Nase, dem weichlichen Mund, den Pockennarben im Gesicht, und dies alles einer schwächlichen Gestalt aufgesetzt. Doch lassen wir das.

Die Mozart-Welle hat natürlich auch Chur erreicht, doch wesentlich abgeschwächt. Immerhin hat die Vorschau des Winterhalbjahres für die Saison 1990/91 ein rundes Dutzend von Veranstaltungen angesagt, die ganz oder doch teilweise Mozart gewidmet waren, mit drei Schwerpunkten, nämlich das Singspiel «Die Entführung aus dem Serail», eine Kooperation des Stadt-Theaters mit dem Churer Orchesterverein, sodann Mozarts Requiem, geboten vom Churer Madrigal-Chor mit dem Glarner Kammerorchester, und schliesslich die grosse Messe in c-Moll, aufgeführt vom Gemischten Chor der Singschule Chur, dem Kammerchor Chur und dem erweiterten Glarner Musikkollegium. Alles in allem darf man feststellen, dass das Churer Musikleben sich Mühe gegeben hat, das Mozartgedenkjahr 1991 würdig zu begehen. Das reizt uns, ein wenig in die Vergangenheit zu leuchten, sagen wir so etwa hundert Jahre, um den Stellenwert Mozarts in der Churer Musikpflege festzustellen. Vorab steht man diesem Unterfangen recht optimistisch gegenüber, denn Chur kann sich seit altersher eines regen Konzertlebens rühmen, das allerdings gleich einem Barometer zu schwanken pflegte.

Einer Analyse, die Prof. Cherbuliez der früheren Musikpflege in Graubünden zuteil werden liess, entnehmen wir, dass 1710 in Chur ein Musikkollegium gegründet wurde, von welchem zahlreiche Konzerte nachweisbar seien, deren Programme aber nicht bekannt sind. Im Jahre 1801 wurde dieses Kollegium aufgelöst, aber schon 1802 als Musikliebhabergesellschaft neu gegründet. In seiner «Einfalten Delineation aller Gemeinden gemeiner drey Bünden» vom Jahre 1742 berichtet Nicolin Sererhard von einem schönen Musiksaal im ehemaligen Kloster S. Nicolai. Das lässt aufhorchen, wenn man bedenkt, dass wir in Chur noch heute keinen eigentlichen Konzertsaal haben. Nach einer Zeitungsmeldung von 1804 habe es in Chur schon damals an Musikgesellschaften und Gesangsvereinen nicht gefehlt. Eine wichtige Rolle im Churer Musikleben spielt dann seit seiner Gründung im Jahre 1848 bis zum heutigen Tage der Männerchor Chur. Aber

man sucht in seinen Programmen vergeblich nach Mozart. Das mag erstaunen, da er doch gerade als Gestalter von Liedern hoch verehrt wird. Er hat 37 Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung geschaffen, darunter das wundersame «Veilchen» (KV 476), 41 Konzertarien mit Orchester, sowie zahlreiche Vokalensembles mit und ohne Instrumentalbegleitung. Aber er hat kein selbständiges Männerchorlied hinterlassen, und wir können uns in diesem Zusammenhang nur mit der Kantate «Die Maurerfreude» für Solo-Tenor, Männerchor und Orchester trösten (KV 471). Mozart hat aber während seiner ersten Schaffensperiode, da er im Dienst des Erzbischofs von Salzburg stand, auch eine Menge kirchlicher Musik geschaffen, neben 17 Messen mehrere Kyrie, vier Litaneien, dann Vespern, Regina coeli, und eine Reihe weiterer geistlicher Werke, darunter das berühmte «Ave verum» (KV 618). Er bevorzugte die kurze Messe, die *Missa brevis*, und zwar der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, denn zu seinem Leidwesen durfte nach dem Befehl des Erzbischofs eine Messe nicht länger als 90 Minuten dauern. Der Erzbischof folgte dabei einer herrschenden Forderung nach grösstmöglicher Kürze der Messekompositionen, was zur Entstehung des Typus der *Missa brevis* führte, im Gegensatz zur *Missa solemnis*. Um den Status Mozartscher Kirchenmusik in Chur zu erkunden, schien es uns am einfachsten, in der Gedenkschrift zum 100jährigen Bestehen des Cäcilien-Vereins zu blättern. Und da ergab sich erstaunlicherweise, dass in einem Zeitraum von hundert Jahren von Mozarts Messen mit ihrer unvergleichlichen Frische und Leichtigkeit der melodiosen Erfindung lediglich anno 1952 die *Missa brevis* in D-Dur (KV 194) aufgeführt wurde. Ob diese Ächtung aufgrund rigoristischer kirchenmusikalischer Auffassung erfolgte, oder weil Mozart zur Freimaurerei hinneigte, können wir nicht entscheiden. Was die evangelische Stadtkirche St. Martin betrifft, so ist verständlich, dass ihr Kirchenchor in der Jubiläumsschrift zum 100jährigen Bestehen nur eine einzige Komposition vom Katholiken Mozart nennt, denn man kann es ei-

nem evangelischen Kirchenchor nicht verargen, wenn er bei der Werkwahl vorwiegend protestantisches Empfinden zum Ausdruck bringen möchte. Aber keine Regel ohne Ausnahme, und so erklang im Passionskonzert 1940 a capella ein Passus aus Mozarts Requiem.

Die schönste und zugleich ergreifendste aller kirchlichen Kompositionen Mozarts, nämlich das wunderbare Requiem, ist den Churern lange vorenthalten geblieben. Es war der Protestant Otto Barblan, Komponist der Musik zum unvergesslichen Calven-Festspiel, der am Sonntag, den 16. Mai 1886 mit einem damaligen gemischten Chor in der St. Martinskirche die Erstaufführung dieser Seelenmesse für Chur ermöglichte. Barblan, der leider nur in der kurzen Zeit von 1885 bis 1887 in Chur als Musiklehrer der Kantonsschule weilte, um dann nach Genf zu emigrieren, hat für dieses Werk ein vorbildliches Programmheft geschaffen. Darin erklärt er nicht nur eingehend das Requiem, sondern bietet auch eine Kurzbiographie des Meisters und schildert die Entstehung des Werkes. Als nämlich Mozart sich in grosser finanzieller Bedrängnis befand und sich zudem Krankheitssymptome bemerkbar machten, erhielt er auf ungewöhnliche Weise einen unerwarteten Auftrag. Ein ihm unbekannter Bote, ein langer, hagerer, graugekleideter Mann mit ernstem Gesichtsausdruck, überbrachte ihm einen anonymen Brief, worin er gefragt wurde, um welchen Preis er eine Seelenmesse schreiben würde. Mozart sagte zu, umsomehr als er sich gern in dieser Gattung versuchen wollte, und nannte einen Preis, den der Bote bei einem zweiten Besuch im voraus bezahlte. Trotz anderer Aufgaben und sich steigernder Krankheit, machte sich Mozart mit Feuereifer an die Komposition des Requiems. Häufige Ohnmachten befielen ihn und eine trübe Stimmung bemächtigte sich seiner. Weinend sprach er die Worte: «Ich schreibe das Requiem für mich!» Und er starb, bevor er das Werk ganz vollenden konnte, es blieb sein Schwanengesang, von dem Barblan abschliessend schreibt: «Es ist der wahre, echte Ausdruck seiner auf das Höchste gerichteten

künstlerischen Natur, sein unvergängliches Denkmal.» Das Requiem wurde auf Basis fragmentarischer Notizen von Freundeshand ergänzt, und als Besteller erwies sich später ein Graf Walsegg, der sich selbst als dessen Komponist ausgeben wollte. –

Die nächste Aufführung des Requiems in Chur fand im März 1931 statt, ausgeführt vom Kirchenchor zu St. Martin.

Obwohl der Männerchor Chur für die Hebung des Stellenwertes von Mozart im Musikleben der Stadt, wie erwähnt, aktiv nichts beitragen konnte, hat er doch indirekt durch eine an sich selbstsüchtige Tat ganz wesentlich dazu verholfen. Durch Beschluss vom 18. September 1912 wurde nämlich dem Männerchor ein Orchester angegliedert, um bei Konzerten mit Instrumentalbegleitung nicht nach einem Orchester ad hoc Umschau halten zu müssen. Die Musiker galten anfänglich nolens volens als Chormitglieder. Aber schon 1916 trennte sich das Orchester als selbständiger Verein vom Chor, nannte sich aber vorderhand noch Männerchor-Orchester, welcher Name dann in Orchesterverein geändert wurde. Dieser Klangkörper hat bis heute ganz wesentlich das Musikleben Churs mitgeprägt, durch eigene Konzertveranstaltungen und als Begleitensemble bei Chorkonzerten, vor allem beim Churer Männerchor, aber auch bei anderen Chören kirchlichen und weltlichen Charakters. Ich selbst war in den Jahren um 1920 eifriges Mitglied bei den Bläsern. Wir übten unter der Ägide von Ernst Schweri sen. in einem grösseren, tristen Raum des Nicolai-Schulhauses, vermutlich war es der «schöne Musiksaal», von dem Nicolin Sererhard seinerzeit berichtete. Zu Hause pflegte ich auch das Klavierspiel und versuchte es dabei mit Mozart-Sonaten, natürlich auch mit der Sonate in A-Dur mit dem Satz «alla turca» (KV 331). Denn ich wollte Musiker werden, aber ein gütiges Geschick hat die Mitmenschen davor bewahrt. In A-Dur stand übrigens auch jene Mozart-Sinfonie, die wir bei einem etwas ramponierten Konzert in der St. Martinskirche spielten. Zwar schien sich die Aufführung gut anzulassen, zu Beginn mit der Freischütz-Ouvertüre von We-

ber. Doch als wir so schön drin waren, ging plötzlich das Licht aus. Der Dirigent klopfte sofort energisch ab, aber etliche mussten es im Eifer überhört haben. Sie geigten und dudelten noch eine Weile, um dann einer nach dem andern den Kampf aufzugeben. Doch nicht lange und wir sassen wieder im Licht, sodass das Konzert seinen Fortgang nehmen konnte. Aber ein Unglück kommt, ganz wie ein Plattfuss, selten allein. Die nun folgende Mozart-Sinfonie stand, wie erwähnt, in A-Dur, wir spielten mit Hingabe, und niemand ahnte Böses. Doch das Unglück schreitet schnell, kündet Schiller, und so auch hier, denn unvermittelt begannen aus einem mir auch heute noch unerfindlichen Grunde die Kirchenglocken zu läuten. Nun ist aber das Geläute der St. Martinskirche auf A-Dur abgestimmt, und wir sollten nach dem Willen Mozarts einen Halbton höher musizieren. Es gab ein verzweifelter Ringen, aber bekanntlich gibt der Klügere nach. Wir setzten also aus und warteten ab, bis der kirchliche Mahnruf verklungen war.

Wenn man in den Annalen des Churer Orchestervereins blättert, so kann man feststellen, dass Mozart sehr oft in den Konzertprogrammen erscheint, sei es mit einer seiner rund fünfzig Sinfonien, der Ouvertüre zu einer seiner Opern, oder als Begleitensemble zu einem Konzertsolo. Dabei war es in letzterem Falle nicht unbedingt ein bekannter Künstler, der den Solo-Part meisterte, wie wir aus dem Zeitungsbericht über einen Vortragsabend vom 28. Februar 1928 der Churer Musikschule ersehen: «Diesen Abend hätte man füglich ein Konzert nennen dürfen. Konzertmässig war die Vortragsfolge, konzertmässig die Leistung der jungen Musiker, konzertmässig auch die erfreulich zahlreiche Zuhörerschaft. Es war ein Mozartabend, das heisst, dass die vortragenden Schüler Gelegenheit in unheimlicher Hülle und Fülle hatten, sich über Begabung, Schulung, Können auszuweisen. Es war eigentlich ein halsbrecherisches Wagnis, doch trugen alle den Hals ungebrochen und aufrecht von dannen. Die Gewähr dafür war übrigens zum voraus geleistet. Die Lehrerinnen und Lehrer der Musikschule wussten sehr

wohl, wem sie ein Mozartkonzert zu öffentlichem Vortrag mit Orchester anvertrauen durften. Erich Zinsli spielte Mozarts Violinkonzert in A-Dur (KV 219), Mario Clavuot das Klavierkonzert (KV 537). Beide Leistungen erweckten bei den Zuhörern Erstaunen und zwar berechtigtes: es war echte Kunstarbeit ohne allen Schein, sauber und zuverlässig im Technischen (die Anforderungen waren ganz bedeutend), wahr und darum wirksam in Auffassung und Empfindung. Die beiden Jünglinge haben sehr schwere Aufgaben jugendlich gemeistert. Vorzügliche musikalische Anlagen sind da durch Fleiss und Wille zu beglückender und verheissungsvoller Blüte gediehen, dank der massgebenden Pflege und gründlicher musikalischer Erziehung durch hervorragend tüchtige Lehrkräfte, Direktor E. Schweri und Fräulein H. Gutsch. Auch Elvira Calonder, Schülerin der Frau Attenhofer, legte für Lehrerin und Unterricht Ehre ein, zumal sie Mozarts c-Moll-Fantasie (KV 475) auswendig spielte. Das Männerchor-Orchester hatte mit der Begleitung der zwei grossen empfindlichen Konzerte eine heikle Aufgabe. Der Streichkörper war den feinempfundenen Weisungen E. Schweris im allgemeinen gefügig. Über gewisse Bläser schweigt der Bericht, wie auch sie gelegentlich geschwiegen haben und an anderen Stellen hätten schweigen sollen.»

Der Churer Orchesterverein hat, wie schon erwähnt, in seinen Programmen sehr oft Werke von Mozart erklingen lassen. Eine bezügliche Statistik zeigt dies deutlich. Seit seiner Gründung 1912 bis 1991 ist das Orchester neben ausserordentlich starker Inanspruchnahme bei Chorkonzerten und diversen musikalischen Festlichkeiten 57 Mal mit eigenen Sinfonie-Konzerten öffentlich aufgetreten, und dabei finden wir Mozart in 37 Programmen mehr oder weniger stark vertreten, sei es mit einer Sinfonie, einer Ouvertüre oder als Begleitung zu Instrumental- oder Vokal-Solos. Mozart fehlt also lediglich bei einem Drittel aller Konzerte. Die Konzerte begünstigten längere Zeit die Violine und das Klavier als Solo-Instrumente, andere Instrumente kamen kaum zum Zuge, doch änderte sich das allmählich, Mo-

zart hat doch Konzerte geschrieben für Horn, Flöte, Oboe, Harfe, Fagott und Klarinette, die dann in den Programmen des Orchestervereins auftauchten. Die Klarinette bedarf besonderer Erwähnung. Sie wurde erst einige Jahrzehnte vor Mozarts Geburt erfunden und gebaut. Obwohl er die Wärme und Ausgeglichenheit ihres Klanges liebte und schätzte und sie darum durch Zuweisung eines festen Platzes im Orchesteraufbau wesentlich förderte, hat er erstaunlicherweise nur ein einziges Klarinetten-Konzert komponiert. Es ist das in seinem Todesjahr entstandene Konzert in A-Dur (KV 622), das ein unbestrittenes Spitzenwerk der Konzert-Literatur ist. Wohl niemand hat die Schönheit des Klarinettones so ausgeschöpft wie Mozart. Wir begegnen diesem Tonwunder in den Programmen des Orchestervereins zu zweien Malen, einmal 1940 mit dem Zürcher Tonhalle-Solisten Emil Fanghänel, und ein zweites Mal 1973 mit dem jungen Churer Klarinettenisten René Oswald als tiefgreifendes Erlebnis.

Wir müssen weit zurückgreifen, um der Klarinette ein weiteres Mal in einem Konzert solistisch zu begegnen. Es war am 20. Januar des Jahres 1914, als etliche Mitglieder des Männerchor-Orchesters im damaligen Volkshaussaal einen Kammermusik-Abend mit klassischen Werken darboten. Das Programm wurde eröffnet mit dem Klarinetten-Trio in Es-Dur von Mozart des Jahres 1786 für Klarinette, Viola und Klavier (KV 498), auch als «Kegelstatt-Trio» bekannt. Die Klarinette blies Wenzel Fischer, Gründer des renommierten Musikhauses in der Churer Obergasse, die Viola strich Dr. Hitz-Bay, politisch linksradikaler Bürgerschreck, und den Klavierpart betreute ein Fräulein von Tschärner, eine stetsfort zur Verfügung stehende vortreffliche Pianistin. Der Eintrittspreis zu dem gutbesuchten und gutgelungenen Konzert betrug, man lese und staune, zwei Franken für nummerierte Plätze und im übrigen einen Franken. Aber für einen Franken konnte man damals noch zwanzig Bülchi kaufen. Zweifellos stand der Name Mozart auch häufiger auf den kammermusikalischen Programmen der Folgejahre. Diese Kon-

zerte fanden lange Zeit weiter im Volkshaus-Saal statt, wobei der Kunstgenuss allzuoft durch Duftschwaden aus dem nahen Speisesaal gedämpft wurde. Aber wir hatten ja in Chur bis vor wenigen Jahren kein für Kammermusik geeignetes Lokal. Nachdem dann aber zwei neue Institutionen mit festen Konzertreihen die Volkshausabende ablösten, wird man diesen keine Träne nachweinen. Da haben wir einerseits das Konzert-Studio, ursprünglich Studio 10 geheissen, im Titthof, das sich insbesondere für den künstlerischen Nachwuchs einsetzt, und anderseits der eher traditionsgebundene im Stadttheater niedergelassene Konzertverein, dessen Programme ausser Kammermusik auch Orchester-Konzerte bieten. Es ist klar, dass hiedurch die Präsenz Mozartscher Werke in den Churer Konzerten gesteigert wurde.

Abschliessend dürfen wir mit einigem Stolz festhalten, dass Mozart im Churer Musikleben seit je einen beachtlichen Stellenwert ausweisen konnte, gemessen an den Gegebenheiten einer gegenüber kulturellen Belangen im allgemeinen recht sparsam eingestellten Kleinstadt. Und wie erwähnt, wurde auch im Mozartjahr in den Konzerten in vermehrtem Masse seiner gedacht, was anerkennend betont sei. Zugleich aber sei dem Bedauern Ausdruck gegeben, dass andernorts Mozarts Name aufdringlich unschön vermarktet wurde. Man fühlt sich solidarisch mit Wolfgang Hildesheimer, der bei einem Interview für eine deutsche Illustrierte der Meinung Ausdruck gegeben hat, dass es wohl besser gewesen wäre, Mozart mit einem Schweige-Jahr zu feiern, das heisst ein Jahr lang keine Mozart-Musik zu spielen, damit die Menschen merken müssten, wie sehr er ihnen fehlen würde.

Durchleuchtung der Churer Süsswinkel-Mär

Immer wieder hört oder liest man die Behauptung, das Churer Süsswinkel-Quartier verdanke seinen Namen dem Umstand, dass die Zuckerbäcker der Stadt früher hier ihr Gewerbe betrieben. Nicht nur ein Zuckerbäcker, nein gleich mehrere. Es handelt sich dabei um eine sich hartnäckig behauptende Märe, welcher zu Leibe zu rücken bei genauerem Hinsehen aber nicht sonderlich schwer fällt. Denn wenn der Süsswinkel tatsächlich einst ein von Zuckerbäckern bevorzugtes Quartier gewesen sein soll, so möchte man dieses «einst» gerne zeitlich etwas genauer datiert wissen, und es erhebt sich die kardinale Frage, warum und wann diese süssen Gesellen von da auszogen, etwa gar fluchtartig, ohne die geringsten Spuren ihres Berufes zu hinterlassen. Es müssten doch gelegentlich Relikte der einstigen zuckerbäckerischen Tätigkeit zutage getreten sein, etwa Reste eines Backofens. Aber nichts dergleichen, gar nichts. Und dies aus dem einfachen Grunde, weil es im Süsswinkel gar nie Zuckerbäcker gegeben hat.

Die Bezeichnung Süsswinkel ist nicht ursprünglich, das Quartier trug von altersher den Namen Salas. Um 1500 herum aber begann der Name Süsswinkel sich durchzusetzen, wie Christoph Simonett in dem von ihm verfassten ersten Teil der Geschichte der Stadt Chur berichtet. Er stützt sich dabei auf Oskar Vasella, der in seiner Abhandlung über die Geschichte des Prediger-Klosters St. Nicolai in Chur den Text einer Urkunde vom 18. April 1514 «mit der statt Chur und der cantzli insigel verfertigt» zitiert, wonach ein Piet Drissner «ab sinem hus und hofstatt im Süessen Winckel gelägen» dem Kloster zinspflichtig ist. Es ist also festzuhalten, dass die Bezeichnung Süsswinkel um 1500 bereits bestand. Zu diesem Zeitpunkt konnte jedoch der Beruf des Zuckerbäckers noch nicht existieren, weil zu seiner Ausübung benötigte wichtige Rohstoffe noch unbekannt waren, so Zucker und Schokolade. Ein Zuckerbäcker, heute Konditor genannt, ohne Crème-Schnitten mit ihrem Zuckerguss

und ohne Mohrenköpfe mit ihrem Schokolademantel ist nicht vorstellbar.

Was den Zucker betrifft, so wird er bekanntlich aus dem Zuckerrohr oder der Zuckerrübe gewonnen. Das Mark des Zuckerrohres liefert den wirtschaftlich wichtigen Rohzucker. Die Antike kannte den Zucker nicht. Doch das Zuckerrohr wurde schon im 3. Jahrhundert vor Christus durch die Feldzüge Alexanders des Grossen bekannt. Sein Anbau lässt sich jedoch erst für das 3. Jahrhundert nach Christi für Indien nachweisen, und dort wurde wahrscheinlich im 4. Jahrhundert die Kristallisation des Zuckers aus dem Zuckerrohr entdeckt. Vermittler dieser Kenntnis im Abendland waren die Araber, welche die Raffinationsmethoden vervollkommneten und von Persien über Alexandria bis nach Venedig verbreiteten. Weitere Kenntnisse der Zuckergewinnung gelangten zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa. Im 15. Jahrhundert wurde Zuckerrohr auch auf den Kanarischen Inseln angebaut, und von dort brachte es Kolumbus auf die Westindischen Inseln. Zucker war zunächst in Europa ein vielfältig verwendetes Arzneimittel, und in den Apotheken spielte es seit deren Bestehen eine wesentliche Rolle. Zucker blieb solange eine Luxusware, bis der Rübenzucker seinen Einzug hielt. Die Zuckerrübe ist eine relativ junge Kulturpflanze. 1747 wies der Chemiker Andreas Sigismund Marggraf erstmals Saccharose in der gemeinen Runkelrübe nach, und 1786 sodann begann sein junger Mitarbeiter Franz Carl Achard mit Versuchen eines Verfahrens zur Zuckergewinnung aus besonders zuckerreichen Sorten der Runkelrübe. Aus diesen Sorten wurde anfangs des 19. Jahrhunderts die Zuckerrübe gezüchtet, und nun stand der industriellen Herstellung von Rübenzucker nichts mehr im Wege. Aber noch Ende des 18. Jahrhunderts war Zucker so teuer, dass seine Verwendung für Minderbemittelte nicht in Frage kam. Man süsste in hergebrachter Weise mit Honig.

Und nun zur Schokolade, die bekanntlich aus den Kakaobohnen gewonnen wird. Ihr Konsum ist als Getränk bei den aztekischen Völkern, insbesondere in Mexiko, uralt. Die

Kakaobohnen dienten nicht nur als Nahrungs-, sondern auch als Zahlungsmittel. Nach der Entdeckung Amerikas wurde Kakao 1519 von Fernando Cortez erstmals nach Spanien gebracht. Franzesco Carletti führte 1606 den Kakao in Florenz ein, von wo sich der Handel damit über ganz Europa ausdehnte. Die industrielle Verarbeitung des Kakaos zur Schokolade liess allerdings noch längere Zeit auf sich warten. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wird der Kakaobaum auch in Afrika angebaut, wohin er durch die Portugiesen eingeführt wurde. Von da weg stieg der Schokolade-Verbrauch in der Welt sprunghaft an.

Wie erwähnt, wurde vorgängig des Zuckers mit Honig gesüsst, und zwar zeitlich noch weit vor 1500. So sagt denn Hans Sachs, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Nürnberg lebende Schuster-Poet in einem seiner 85 Fastnachts-Spiele: «und wil euch geben gueten lebzelten.» Lebzelten sind Honigkuchen oder Lebkuchen, und deren Hersteller wurden Lebzelter genannt. Sicher wurden auch in Chur einstmals Lebkuchen gebacken, so wie Birnbrot, aber ohne dass es dazu einer besonderen Berufsgruppe bedurfte. Auf jeden Fall steht fest, dass in der 1465 erstellten Verfassung die verschiedenen Berufe der Stadt aufgezählt werden, wobei Zuckerbäcker oder Lebzelter keine Erwähnung finden. Später, im Jahre 1780, hat der Politiker und Sozialreformer Johann-Baptist von Tscharner, dem verdientermassen beim Arcas-Platz ein Standbild errichtet wurde, eine Statistik der Churer Berufe erstellt, und auch in dieser Aufzählung fehlen ausser den eigentlichen Pfistern, das sind die Bäcker, die Zuckerbäcker oder Lebzelter. Wir können also die Mär vom Churer Süsswinkel als einem ehemaligen Dorado der Feinbäckerei ruhig verabschieden und ausser Traktandum setzen.

Aber wie ist dann die Bezeichnung Süsswinkel zu deuten? Im zehnten Band des von den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm begründeten Deutschen Wörterbuch sind dem Wort «süss» über zwanzig grossformatige enggedruckte Seiten gewidmet. Wohl bedeutet es in erster Linie den geschmacklichen Gegensatz

zu «sauer». Daneben aber bedeutet es unter anderem, zumalen in vergangener Zeit, soviel wie angenehm, lieblich, schön, erfreulich, sorglos. Und hierin liegt sicher des Rätsels Lösung. Wie man zeitgenössischen Berichten entnehmen kann, zeigte sich Chur um 1500 im allgemeinen als ein düsteres unsauberes Städtchen mit Anhäufung von Dünger und Kot in den zumeist ungepflasterten Gassen mit lauernden Pfützen. Doch im alten Stadtteil Salas hob sich ein Quartier vorteilhaft ab, mit nur wenigen oder gar keinen Ställen bei den Häusern, dafür lauschigen Gärten entlang der Stadtmauer und gegen den bischöflichen Hof hin. Noch heute kann man sich über die schönen Anlagen mit Ziersträuchern und Blumen freuen, die hinter der südlichen Häuserreihe der Rabengasse anzutreffen sind, wie auch oben an der Süsswinkelgasse, und wenn man den offiziell zur Strasse erhobenen Sennhof-Stutz erklimmt. Was Wunder, dass man dieses im Vergleich zum übrigen Chur als paradiesisch empfundenes Quartier als «süssen Winkel» bezeichnete. In Wahrung des Bibelspruches «Hier ist gut sein, hier lasst uns Hütten bauen», wurden hier in der Folge verschiedene vornehme Gebäude errichtet.

Hiefür einige markante Beispiele. Das unter Schutz gestellte ehemalige Haus Pestalozza in der Rabengasse, ein Typ des spätgotischen Bürgerhauses, wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts erstellt. Nebenan das Haus zum Raben wurde nach 1500 umgebaut. Über einer Türe im Innern ist das Tschärner-Wappen angebracht mit dem Datum 1586. Dann der «Untere Spaniöl» oben an der Süsswinkel-Gasse mit seinem reichen Stuckwerk an den Decken. Seine ältesten Teile stammen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, für 1654 sodann ist ein Umbau durch Anton Pestalozza bezeugt. Weiter unten in der Süsswinkel-Gasse das «Rote Haus». Ursprünglich einer Familie Beeli gehörig, wurde es 1637 von Rudolph von Salis gekauft und umgebaut. Über der Haustüre ist das stolze sprechende Wappen der Salis zu sehen. Unten an der Süsswinkel-Gasse prangt das Sprecher-Haus, dessen in jüngster Zeit durchgeführte dekorative Bemalung der Fassade ah-

nen lässt, dass es sich um einen besonderen Bau handelt. 1450 von einer Familie Schauenstein errichtet, ging das Haus dann in Sprecherschen Besitz über und beherbergte ab Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1802 die einzige Schulstube der Stadt Chur. Das repräsentable Gebäude, das über der Haustüre das Sprecher-Wappen zeigt, wird heute noch «Schulhöfli» genannt. Mit Genugtuung vermerkt der Verfasser, dass auch ein Vertreter aus der Sippe der Jecklin anno 1578 im Süsswinkel an der jetzigen Sennhofstrasse ein habliches Haus baute. Es ist dies Conradin Jecklin, der ab 1570 auf Schloss Tarasp, damals noch österreichisch, das Amt des Hauptmanns und Pflegers bekleidete. Über einem Mauertor, das früher zum Hinterhof des alten Karlihofes führte, ist das althergebrachte adelige Familienwappen angebracht, das von Kaiser Maximilian I. am 3. Oktober 1510 mit Urkunde bestätigt worden war. Um 1500 entstand an der Süsswinkel-Gasse auch ein stattlicher nicht privater Profanbau, nämlich das Zunfthaus der Schuhmacher. Beim Stadtbrand von 1574 wurde es zerstört oder stark beschädigt und darnach neu aufgebaut. Der prächtige spätgotische Rahmen der Haustüre aus Scalärastein trägt noch das Zunftwappen. Es befindet sich dort nun die städtische Musikschule.

Dass die Bezeichnung um 1500 aufgekommen ist, wissen wir also. Wann aber die naive Legende von den im Süsswinkel horstenden Zuckerbäckern entstanden sein mag, das wissen wir nicht. Jedenfalls zu einer Zeit, da die mehrfache Bedeutung von süß weitgehend verlorengegangen war. Immerhin spricht man auch heute noch allgemeinverständlich von einem süßen Poppi oder einem süßen Mädel. Auf jeden Fall muss die irrtümliche Behauptung schon vor längerer Zeit aufgekommen und allgemein als glaubwürdig hingenommen worden sein. Ansonsten hätte die anno 1891 erfolgte Gründung der Sektion Rätia des schweizerischen Verbandes der Konditoren-Pâtisseries nicht ausgerechnet in der Wirtschaft «Süsswinkel» stattgefunden, offenbar im guten Glauben, dass man gewissermassen auf dem Rütli der Churer Zuckerbäcker tage. Im

übrigen ist der Verfasser überzeugt, dass das Ammenmärchen von den süsswinkligen Zuckerbäcker weitermotten wird, ist es doch zu schön um nicht wahr zu sein. Chur besitzt notabene kein Süsswinkel-Monopol. Es gibt auch andernorts einen Süssen Winkel, aber ohne den Nymbus früherer Zuckerbäckerei, so in Haldenstein und Davos-Platz, und wohl auch sonstwo.

Churer Spuren in Brixen

Das im Südtirol gelegene Brixen ist Hauptort des Eisacktales und die älteste Stadt des deutschsprachigen Tirols. Es erscheint erstmals in einer Urkunde, die am 13. September anno 901 in Regensburg von König Ludwig IV. unterzeichnet wurde und in welcher ein königlicher Meierhof, genannt Prichsna, der Kirche von Säben als Geschenk vermacht wurde. Es handelt sich bei Säben um den uralten Bischofssitz Sebiana auf steilem Fels oberhalb dem Orte Klausen. Der Felsenhorst Säben war vorderhand eine sehr arme und wenig beachtete bischöfliche Diözese. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts erreichten die Säbener Bischöfe im nahen Brixener Talkessel neue Münsterbauten, und in einer Urkunde des Jahres 967 wird ein Säbener Bischof Richard als Bischof der heiligen Kirche zu Brixen bezeichnet. Es steht somit fest, dass Brixen noch vor dem Jahre 1000 Bischofssitz wurde, und es blieb fortan Residenz eines Fürstbischofs, der aber zufolge der Säkularisation 1803 des fürstlichen Titels beraubt wurde und nur noch geistliches Oberhaupt der Diözese Brixen blieb, bis dann 1964 der Bischofssitz nach Bozen verlegt wurde.

Wer immer das Süd-Tirol besucht, wird insbesondere durch eine Besichtigung von Brixen reich beschenkt. Unter zahlreichen Sehenswürdigkeiten des alten Städtchens sticht der Kreuzgang hervor, der nach 1200 als Bestandteil des romanischen bischöflichen Domes erbaut wurde. Ursprünglich wurde er für Prozessionen und als Begräbnisstätte der Domherren benutzt. Von den zwanzig Arkaden des Kreuz-

ganges wurden dann mit der Zeit deren fünfzehn mit mittelalterlichen Fresko-Gemälden ausgestattet, welche zum Grossteil im 15. Jahrhundert entstanden, während einige in das 14. Jahrhundert zurückgehen. Bei den von kirchlichen Würdenträgern gestifteten Gemälden handelt es sich vielfach um Darstellungen aus dem alten und dem neuen Testament, aber auch um Heiligen-Legenden, insgesamt entstand so das grösste Denkmal abendländischer Wandmalerei. Man könnte viele Tage im Kreuzgang verweilen und dort an den Wänden in der Bibel lesen. Aber nicht nur das. Jahrhunderte werden lebendig, gewappnete Ritter erwachen, Sankt Georg der Drachentöter, Goliath mächtig und gross, daneben Landsleute in härenem Gewand, Bauern und Gesinde, Edelfräulein im Gefolge Mariens, und darüber gross und ernst der Gekreuzigte. Verwundert aber stehen wir in einer Arkade beim westlichen Seiteneingang zum Dom. Denn wie wir einer von der Domverwaltung herausgegebenen Broschüre entnehmen, befinden wir uns hier unter dem Schutz der Diözesen- und Kirchenpatrone von Brixen und Chur. So sehen wir neben anderen Heiligen noch den Lucius, mit Kirche und Kapelle in Chur, und Andreas, erster Patron der Churer Martinskirche, an den heute noch der Andreasmarkt erinnert. Merkwürdig, wird man sagen, aber das Rätsel beginnt sich zu lösen, wenn wir in vorgenanntem Bändchen lesen, dass die Fresken dieser Arkade um 1390 von Bischof Friedrich von Erdingen, der vorher Bischof von Chur war, in Auftrag gegeben wurden. Die Durchführung besorgte dann Domherr Johann von Sengen, der aus der Diözese Chur stammte und in den Diensten des verstorbenen Bischofs Friedrich von Erdingen stand. Friedrichs Grabstein deckte ursprünglich am Fussboden des Domes sein Grab. Jetzt befindet er sich mit fünf anderen Grabsteinen von Brixener Bischöfen in der Vorhalle zum Hauptportal des Domes. Aus der lateinischen Inschrift geht hervor, dass er zuvor Fürstbischof von Chur war.

Um der Sache ganz auf den Grund zu kommen, müssen wir uns den Verhältnissen zuwenden, wie sie im 14. Jahrhundert im Bistum

Chur herrschten. Bei der offensichtlichen Expansionspolitik des Hauses Habsburg ist es verständlich, dass man von dort aus grossen Wert darauf legte, dass der Churer bischöfliche Stuhl mit Männern seines Vertrauens besetzt wurde. So war von 1355 bis zu seiner Resignation anno 1368 Peter Gelyto aus Böhmen Bischof von Chur. Er wurde im jugendlichen Alter von 25 Jahren durch den Papst zum Fürstbischof des Bistums Chur ernannt, das ihm vorher vollständig unbekannt war, und wo er sich nie heimisch fühlte. Er stand bei König Karl IV. in hoher Gunst, pflegte auch mit den Herzögen von Österreich freundschaftliche Beziehungen und hielt sich zumeist in deren Umgebung auf. Durch lange Abwesenheit und schlechte Verwaltung stürzte er das Bistum in Schulden. Um es aus der Notlage zu befreien, war er sogar bereit, die weltliche Verwaltung des Bistums mit ihren Einkünften den österreichischen Herzögen für ein Jahrgeld abzutreten. Im Volk aber gärte es, und der allgemeine Unwille entlud sich 1367 an einer Art Landsgemeinde in Zerneß. Zur Abwehr drohender Gefahren schlossen dort das Domkapital, die Ministerialen, die Stadt Chur und die Gemeinden des «Gemeinen Gotteshauses» in Abwesenheit des Bischofs den Gotteshausbund. Es war dies eine Notgemeinschaft, die keinen Pfleger des Bistums anerkannte, der nicht mit ihrer Zustimmung gewählt worden war und stellte sich insbesondere gegen Bischöfe, ausländischer Provinz. Und heute? Wie sagt doch im alten Testament der Prediger Salomo im ersten Kapitel: «Was ist's, das man getan hat? Es geschieht nichts Neues unter der Sonne!» Bischof Peter aber befand sich auf einer Reise nach Prag, 1368 treffen wir ihn in Mantua und anschliessend in Avignon. Dort erreichte ihn die Nachricht, dass er auf Ersuchen des Königs Karl IV. zum Bischof von Leitomischl in Böhmen ernannt worden sei, sodass in Chur eine Sedisvakanz entstand. 1372 wurde er dann Erzbischof von Magdeburg und 1381 Bischof von Olmütz, wo er 1387 starb.

Zum Nachfolger von Bischof Peter wurde durch Papst Urban V. wieder ein Ausländer, nämlich Friedrich von Erdingen zum Bischof

von Chur ernannt. Es geschah dies ziemlich sicher auf Empfehlung der Herzöge von Österreich. Denn er war bisher Kanzler des Herzogs Leopold IV. und Pfarrer von einer Gemeinde in der Diözese Salzburg. Im Churer Bischofskatalog figuriert er als Friedrich II., denn es hatte schon einmal in Chur einen Bischof dieses Namens gegeben. Bischof Friedrich trat in Chur ein ungutes Erbe an, hatte doch sein Vorgänger das Hochstift mit Schulden überlastet, sodass es am Rande des Ruins stand. Die einflussreiche Stellung, welche Bischof Friedrich bisher einnahm, seine Frömmigkeit und seine reichen Kenntnisse berechtigten nun zur Hoffnung, dass er eine gesegnete Wirksamkeit entfalten und dem Bistum das alte Ansehen wieder verschaffen werde. Er tat auch sein Möglichstes, doch nach siebenjähriger Regierung musste er einsehen, dass die Einkünfte des Bistums nicht hinreichten, um standesgemäss leben und für den Schutz des Hochstiftes sorgen zu können. Auch waren während der fast ständigen Abwesenheit seines Vorgängers in der Diözese viele Übelstände aufgekommen, die er nicht zu beheben vermochte. Als daher am 6. August 1374 der Bischof Johann von Brixen starb, bat Friedrich den Papst um die Versetzung auf dieses Bistum. Gregor XI. ging auf dieses Ansuchen ein, entband ihn am 2. April 1376 der Diözese Chur und setzte ihn derjenigen von Brixen vor.

Nachfolger von Friedrich auf dem bischöflichen Stuhl in Chur wurde Johann von Ehingen, ein in jeder Beziehung vorzüglicher Oberhirte. Unter ihm erholte sich das Bistum Chur, es herrschte Wohlstand, Friede und Ruhe, und er kann als Restaurator des Bistums bezeichnet werden, das er durch zweckmässige Verwaltung wieder in gute ökonomische Verhältnisse brachte, nicht zuletzt weil er sein ganzes erspartes Vermögen für das Hochstift verwendete.

Als Bischof von Brixen regierte Friedrich bis 1396, resignierte dann und starb noch im gleichen Jahre. Der Bischofs-Katalog von Brixen spendet ihm folgendes Lob: «Bischof Friedrich war ein ausbündiger Redner, ein Mann von be-

wunderungswürdiger Reinigkeit, andächtig im Gebet, sanftmütig, bescheiden, ausgezeichnet fromm, mit den edelsten Tugenden reichlich geziert, geliebt und verehrt von der Geistlichkeit, ein wahrer Spiegel des priesterlichen Lebens für alle Kleriker. Von der Kirche zu Chur übersetzt leitete er dieses Stift 22 Jahre 10 Monate in friedvoller und sanfter Ruhe, und durch Wiederherstellung der Schlösser und anderer

Gebäude hinterliess er dasselbe in einem vielfältig verbesserten Stande.» Als wichtige Ergänzung ist noch beizufügen, dass er es war, der den ursprünglich mit einer flachen Holzdecke versehenen Kreuzgang von 1370 mit einer Gewölbedecke versehen liess, und mit diesem Zeitpunkt begann die Ausschmückung mit den spätgotischen Fresken. Somit hat also Chur gewichtige Spuren in Brixen erhalten.

GIANI AG

Telefon 081/61 12 16

Fax 61 21 67

ANDEER

* Bauunternehmung: Hochbau
Tiefbau
Baggerarbeiten

* Kies- und Betonwerk: Kies/Sand
Beton und Mörtel
Andeer-Grünsplitt

* Transporte: LKW, Unimog
Fahrmischer

Bündner Holz seit über 100 Jahren

*Bauen ohne Ärger
mit Holz
von Jakob Berger*



JAKOB BERGER AG
Sägerei - Hobelwerk - Holzhandlung

Seewis-Station
Tel. 081 52 14 33
Fax 081 52 19 59

Jenaz
081 54 12 69

Klosters
081 69 31 31

Grüsch
081 52 22 77